

# Nie wieder Schlamm-Camp

**Asyl (II)** Ist es denn so schwer, Flüchtlingen eine würdige Unterkunft zu geben? Plötzlich geht es um die Kernaufgabe von Architektur: Menschen ein Obdach zu geben.

Schon die Adresse ist eigentlich keine. Irgendwo im Niemandsland Hamburgs zwischen Autobahn, Müllverbrennungsanlage und Fußballstadion. Ein eingezäuntes Gelände, Wachleute kontrollieren jeden, der hineinwill oder hinaus. 2900 Menschen leben in dem Erstaufnahmelager für Flüchtlinge, in Zelten und in Containern, die wurden einfach abgestellt, gestapelt, sie wirken wie Ställe. Innen Metallbetten dicht an dicht. Feuchter Boden, schlammige Nässe in den sanitären Anlagen, die schon deshalb öffentlich sind, weil viele der Türen offen stehen. Ein Container mit Waschmaschinen, in dem ein Wächter einem Mann klarmacht, dass er sich beim Befüllen der Maschine beeilen soll. Die Wachleute wollen nicht reden, nicht einmal darüber Auskunft geben, ob es so etwas wie ein Essenzelt gibt. Man solle auch niemanden ansprechen, sagt einer. „Wäre besser.“

Hamburg, Schnackenburgallee 81. Eine Szenerie wie aus dem Mittelalter, verwaltet von einer städtischen Dienstleistungsfirma. Es wäre ein lehrreicher Ort für Architekten, weil hier so viele Menschen untergebracht sind – bei völliger Abwesenheit von Architektur. Und von Würde. Leer stehende Baumärkte, ehemalige Hangars, Parkplätze für HSV-Fans wurden in diesem Land zu Massenschlafplätzen umfunktioniert. Die Quartiere sind Notlösungen, oft auch Zumutungen.

Etwa eine Million Asylsuchende sind 2015 nach Deutschland gekommen. Allein in Hamburg müssen bis Ende dieses Jahres 48 750 Plätze bereitgestellt werden, bis Ende kommenden Jahres soll sich die Zahl auf 79 000 erhöhen. Eine Belastung für die Stadt, noch mehr aber für die, die im Winter in einem der Massenquartiere ausharren müssen. Viele Hundert sind eben in Zelten untergekommen, von denen nicht alle wetterfest sind. Architekten könnten viel zu tun haben in diesen Tagen. Doch bislang gibt es nur wenige Projekte, die zeigen, dass auch in der Not mehr möglich ist als ein Schlamm-Camp.

Zum Beispiel in Bremen. Wieder Container, alle in Blau. Eine Übergangseinrichtung, die das „blaue Dorf“ genannt wird. Die Unterkunft wurde vor einem Jahr eingeweiht und gerade erweitert, 177 Menschen wohnen hier. Zentral gelegen ist auch dieser Ort nicht, doch der Weg bis zur S-Bahn ist sehr kurz, die Gegend wohnlich, die Studenten einer nahen Privatuniversität lassen sich blicken, helfen

mit. Üblicherweise bleiben die Bewohner in solchen Einrichtungen einige Monate, dann werden ihnen reguläre Wohnungen vermittelt. Manche aber, sagt die Leiterin Marija de Gast, wollten gar nicht mehr ausziehen. „Es ist so harmonisch bei uns.“ Sie winkt einer Familie aus Afghanistan zu, Vater, Mutter, zwei kleine Töchter, wie so viele mussten sie zuerst in einem Zelt ausharren, gestern kamen sie hier an.

Das Errichten der Anlage war nicht an einen der üblichen Projektentwickler vergeben worden, sondern an Architekten, in diesem Fall an Stefan Feldschnieders und Tobias Kister. Die beiden nahmen sich vor, das Gegenteil eines Massenquartiers zu schaffen, daher das Prinzip des Dorfes und der locker gruppierten, zweistöckigen Häuser mit Innenhöfen, die Luftigkeit und zugleich Geborgenheit vermitteln. Fünf dieser Hofhäuser gibt es, auf jedes kommen 12 bis 14 Apartments. Die Wohnungen sind wahlweise für zwei und vier Leute ausgelegt, haben 23 oder 48 Quadratmeter, alle verfügen über Badezimmer und Küchenzeilen. Man merkt, wie wichtig Details

## Wegen der Flüchtlinge

wurden zahlreiche Baubestimmungen gelockert.

sind, alles kann Wertschätzung ausdrücken. Sogar die Tapete im Bad, die einen freundlichen Akzent setzt.

Klar, man hätte für die veranschlagten Beträge aufwendiger bauen können, sagt der Architekt, dann jedoch hätte man mehr Zeit gebraucht. Man musste die Leute aber sehr schnell unterbringen. Pro Person sind 30 000 Euro anzusetzen; eine Containerwohnung für vier Personen kostet also 120 000 Euro (wobei anteilig Kosten etwa für Gemeinschaftsräume enthalten sind). Das Geld fließe vor allem in die regionale Wirtschaft, sagt Kister. Viele Handwerker hätten gut zu tun. Auch er hat zusätzliche Leute eingestellt, man kooperiert mit anderen Büros. In Bremen haben er und sein Kompagnon zwei weitere Containerdörfer errichtet, eines in Rot, eines in Grün. Elf zusätzliche Anlagen in Bremen und Hannover sind im Bau oder genehmigt. Das Angebot eines privaten Investors sagten sie ab, „weil es da gar keinen gestalterischen Spielraum mehr gegeben hätte“. Bei vier der neuen Siedlungen

soll es sich um dauerhaften Wohnungsbau handeln, dort wollen die Bremer Architekten auf Holz umsteigen. Für die Fassaden stellt sich Kister eine Holzfront und farbige Elemente, etwa bunte Fensterläden, vor.

Bald werden er und sein Büropartner 2500 Leuten Obdach gegeben haben. Sie sind jetzt die Flüchtlingsarchitekten. Ihre Arbeit hat sich verändert, auch ihr Blick auf die Architektur. Plötzlich muss es gelingen, anspruchsvoll zu improvisieren. Auch die Regierung hat wegen der Flüchtlingsfrage zahlreiche Baubestimmungen gelockert, zumindest vorübergehend. Allerdings wurde den Bremer Architekten gesagt, man müsse die Möglichkeit berücksichtigen, dass ein paar Rechtsradikale Molotowcocktails werfen würden. Daher sei das mit der Holzfassade keine gute Idee. Kister ist nicht naiv, aber er will keine Eternitfassade vorhängen, er will eine Architektur, die Menschen willkommen heißt.

International hat sich eine Art Katastrophenarchitektur entwickelt. Das türkische Gestalterteam Designnobis entwarf zusammenklappbare und daher leicht zu transportierende Kabinen für Erdbebenopfer, der Japaner Shigeru Ban tüftelte ein System für Häuser aus, die sich schnell aus Trümmern zusammensetzen lassen. Auch hiesige Architekten und Urbanisten beschwören die soziale Kraft ihrer Visionen, doch was dann realisiert wird, lässt diese Kraft nicht erkennen. Seit Jahren mahnt Andres Lepik, Leiter des Architekturmuseums in München, dass es beim Bauen mehr denn je um Verantwortung gehen müsse. Und damit meint er alle, die Architekten, die Bauherren, den Staat. Warum, fragt er, müssten in Zeiten der Wohnungsnot drei Bauhaus-Museen gebaut werden? Ein „Irrsinn“ sei das. Jetzt seien die Architekten verstärkt gefordert, stattdessen „träumen sie weiter vor sich hin“, sagt Lepik.

Seine Kollegen vom Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt am Main, dem DAM, starteten vor Kurzem einen Aufruf und fragten nach „konkreten“ Projekten für Flüchtlingsunterkünfte. Denn das DAM will dokumentieren, was tatsächlich architektonisch passiert – und was funktioniert, damit alle Bauherren profitieren können. Wie man Flüchtlinge in Deutschland beherbergt, das wird dank dem Museum sogar ein Thema auf der wichtigsten Architekturschau der Welt sein, auf der Biennale von Venedig, die im Mai anläuft. Die Frankfurter Institution übernimmt dort



FELOSCHNIEDERS + KISTER ARCHITECTEN

**Containerdorf in Bremen:** Wertschätzung im Detail



KOLLEKTIVA

**Entwurf für eine Münchner Unterkunft:** Prototyp fürs bessere Zusammenleben



DESIGNNOBIS

**Modell einer Kabine für Erdbebenopfer:** Trend zur Katastrophenarchitektur

den Pavillon der Deutschen. Zuständig sind DAM-Direktor Peter Cachola Schmal und Oliver Elser, Kurator des Museums. Die Architektur, sagen sie, könne viele der aktuellen Probleme nicht lösen, aber sie sei in der Lage, Lösungen zu unterstützen. Auch sie wissen einen klugen Pragmatismus zu schätzen, Architekten, die aus Brettsperrholz wohnliche Häuser bauen, die selbst Übergangsunterkünfte in Leicht-

bauhallen so einrichten, dass jeder einen menschenwürdigen Platz findet.

Berlin, Wittstocker Straße. Noch funktioniert die Heizung im gerade bezogenen Büro von Benedict Esche nicht, das ein ehemaliges Ladenlokal ist, daher Heizlüfter und dicke Jacke. Esche breitet auf dem selbst entworfenen Papptisch Pläne aus. Der Architekt ist 28 Jahre alt, hat sich vor einiger Zeit mit ein paar Kollegen selbst-

ständig gemacht. Auf einem Flohmarkt in München lernte er Ende September einen Mann kennen, der darüber fluchte, wie man mit Flüchtlingen umgehe. Esche und der ältere Kerl mit den längeren Haaren waren sich einig, dass vieles falsch laufe. Zwei Wochen später erhielt Esche einen Anruf, der Mann war dran, er sagte, er sitze im Amt für Migration, und der Architekt solle vorbeikommen. Zum Glück war der noch in der Stadt.

Der Anrufer heißt Wolfgang Nöth und ist 72 Jahre alt. Er ist Gastronom und war auch derjenige, der den Münchnern zu einem Klub- und Nachtleben verhalf, er hat dazu den legendären Kunstpark Ost erfunden. Seine jüdische Mutter hat ihm nach seiner Geburt 1943 das Leben gerettet, als sie ihn in einem Persil-Karton vor einem Weinhaus in Würzburg abstellte. Er selbst sagt, „es war, wie es war“, aber nun will er denen helfen, die ihre Heimat verloren haben. Anfang Dezember fasste die Stadt München den „Standortbeschluss“, der Nöth und Esche den Weg ebnet.

Das Dokument erlaubt auf einem Grundstück, auf dem bis vor Kurzem ein Holzhandel ansässig war, nun eine gemischte Nutzung – und die stellt schon den Kern eines Integrationsprogramms dar. Bei der Stadt München heißt es, dass das, was hier geschehe, ein Vorbild sein solle. Auf diese Weise wolle man künftig vor allem Familien unterbringen, die als Flüchtlinge anerkannt wurden und auf dem Wohnungsmarkt kaum eine Chance hätten.

So sieht das Vorbild aus: In zwei bestehende Hallen, so haben es Esche und seine Kollegen Jonas Altmann und Lena Kwasow vorgesehen, können nach Umbauten Kinderbetreuung, offene Werkstätten, Künstlerateliers, Übungsräume und eine Konzerthalle einziehen. Das sind Angebote, die sich auch, aber nicht nur an Flüchtlinge richten. Auf dem Fundament einer dritten Halle wird ein dreistöckiges Holzhaus mit Wohnungen für 200 Asylbewerber entstehen. Einige Einheiten verfügen dann sogar über einen Garten. Der Bau wirkt schlicht und doch markant, mit unterschiedlich großen Fenstern auf der Rückseite, vorn mit einer besonderen Laubengangkonstruktion, die Esche einen Luftpuffer nennt.

Nöth mietet das Grundstück, die Investitionssumme für die Baumaßnahmen, die er auch aufbringt, liegt bei 3,8 Millionen Euro. Die Flüchtlinge, sagt er, sollten in diesem Quartier die Möglichkeit haben, sich zu beschäftigen, und sie sollten die Menschen und das Leben in Deutschland besser kennenlernen.

Für die jungen Architekten aus Berlin ist der Auftrag nicht mit viel Geld verbunden, aber er wird eine Chance sein. Für sie selbst, für die Stadt, vor allem für die Flüchtlinge.

Ulrike Knöfel